

„Das ist alles sehr traurig“

In der Fasanenstraße wird an die Opfer der Schoa erinnert. Doch eine Zukunftsfrage beschäftigt alle: Droht der Einheitsgemeinde die Spaltung?

VON DIRK HEMPEL
UND DETLEF DAVID KAUSCHKE

Am Jom Haschoa redet man eher nicht so viel. Generell nicht, und vor allem nicht über Konflikte in der jüdischen Gemeinde. Und dennoch beschäftigte am Montag, am Gedenktag für die Opfer der Schoa, die Berliner Mitglieder vor allem die Zukunft ihrer Gemeinde. Verschiedene Medien hatten am Wochenende gemeldet, der größten jüdischen Gemeinde Deutschlands stehe eine Spaltung bevor.

Demnach streben der frühere Vorsitzende Albert Meyer und der Historiker Julius H. Schoeps gemeinsam mit weiteren prominenten Berliner Juden die Gründung einer neuen Gemeinde an. „Es herrscht eine große Unzufriedenheit bei derzeitigen und ehemaligen Gemeindegliedern. Wir werden uns deshalb anders orientieren“, so Schoeps, Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam. Schoeps und Meyer sehen sich in der Tradition des deutschen liberalen Judentums. Insbesondere Meyer befürchtet, der derzeitige Vorstand wolle die Gemeinde zu einem „russischsprachigen Kulturverein“ machen.

„Spaltung belastet Holocaust-Gedenken“ sorgte sich die Berliner Morgenpost bereits im Vorfeld der Veranstaltung im Gemeindehaus an der Fasanenstraße und berichtete, der Vorsitzende Gideon Joffe habe „gelassen auf die drohende Spaltung der Gemeinde reagiert“. In einer Pressemitteilung zu den „Gerüchten über eine Neugründung“ hatte Joffe klargestellt: „Ich bin ein Anhänger der Vielfalt unter dem Dach unserer Einheitsgemeinde, und deshalb bleibe ich bei ihr.“

Tatsächlich ist die angekündigte Neugründung ein Thema bei der Gedenkstunde zum Jom Haschoa und dem 64. Jahrestag des Aufstandes im Warschauer Ghetto – ohne dass ganz offen darüber geredet wird. Aber die Verunsicherung ist zu spüren: War dies vielleicht die letzte Veranstaltung dieser Art in der Einheitsgemeinde? Angesichts dessen wird wichtig, wer im großen Festsaal der Gemeinde erschienen ist – und wer nicht.

Der frühere Gemeindevorsitzende Andreas Nachama zum Beispiel ist gekommen. Zuletzt erlaubte sein Zeitplan ihm nur selten, an Veranstaltungen der Gemeinde teilzunehmen. Ein Zeichen? „Das hat mit der aktuellen Diskussion gar nichts zu tun“, sagt Nachama der Jüdischen Allgemeinen. Er finde es aber „richtig, den Jom Haschoa mit einer szenischen Lesung zu begehen“ und sei deshalb gekommen. Schoeps dagegen lässt sich an diesem Abend nicht blicken: „Ich war ja nicht eingeladen“, sagt er.

So verpasst er Joffes Plädoyer für die Einheitsgemeinde, auch bei Meinungsverschiedenheiten: „Es ist sogar eine talמידische Tradition zu diskutieren und zu widersprechen. Wie interessant und bereichernd können Kontroverse und heftige



Gemeinsam: Zuwanderer und Alteingesessene nahmen an der Gedenkstunde im Gemeindehaus teil.

Foto: Uwe Steinert

Diskussion sein.“ Der Ghetto-Aufstand in Warschau sei der erfolgreichste gewesen, „weil trotz aller interner Diskussionen die Gruppe nach außen geschlossen und als eine Einheit auftrat“.

Ein Bekenntnis, das in Teilen der Gemeinde ganz gut ankommt. Doch die allgemeine Ratlosigkeit schwindet damit noch nicht. Man spricht über die Zeitungsberichte der vergangenen Tage, manche kritisieren, dass die Meldungen am Schabbat unmittelbar vor dem Jom Haschoa erschienen und jetzt gehe es nicht um Gedenken,

sondern um die Spaltungsgerüchte. Selbst einige, die der Kritik von Meyer und Schoeps im Kern durchaus zustimmen, halten eine Konkurrenz-Gemeinde für wenig sinnvoll. Es gebe doch auch Möglichkeiten, sich als Fraktion unter dem Dach der Gemeinde zu organisieren. Es seien noch längst nicht alle Möglichkeiten ausgelotet. Am Jom Haschoa wollen sich aber die meisten kaum über die internen Diskussionen der Gemeinde äußern. Auch Ruth Galinski, Witwe des ehemaligen Gemeindevorsitzenden Heinz Galinski sel. A., fasst sich kurz:

„Das ist alles sehr traurig.“ Die Berliner Bürgermeisterin Ingeborg Junge-Reyer (SPD), die in ihrer Rede noch betont hat, „Berlin ist stolz darauf, dass wieder jüdisches Leben in diese Stadt zurückgekehrt ist“, hofft jedenfalls die jüdische Gemeinde möge „einen Weg finden, zusammen und gemeinsam aufzutreten.“ Für Schoeps hingegen scheint das nicht mehr zu gehen. Er ist im vergangenen Jahr aus der Gemeinde ausgetreten. Andere seien seinem Beispiel gefolgt. „Es ist eine Abstimmung mit den Füßen“, glaubt er.

INTERVIEW

„Schwerste Entscheidung meines Lebens“

Albert Meyer über die Gründung einer neuen Gemeinde

Herr Meyer, Medienberichten zufolge betreiben Sie mit Julius H. Schoeps die Gründung einer Austrittsgemeinde. Können Sie mit dem Prinzip der Einheitsgemeinde nichts mehr anfangen?

MEYER: Ich bin nach wie vor ein Verfechter der Einheitsgemeinde. Und es geht hier auch nicht um eine Austrittsgemeinde. Es geht viel mehr um die Möglichkeit, Gottesdienste als Glaubensgemeinschaft abhalten zu können. Jeder sollte sein Judentum von gemeinde-internen Querelen unbeeinträchtigt praktizieren können. Das ist im Moment in dieser Gemeinde nicht möglich.

Und das wäre in einer neuen Gemeinde möglich?

MEYER: Der Begriff Gemeinde ist übertrieben. Es ist im Moment keine Rede von einer Organisation mit Gemeindezentrum, Friedhof und Kindergärten. Es geht erst einmal um eine Betergemeinschaft. Wenn die Gemeinde sich ordnungsgemäß entwickelt und sicher stellt, dass die Interessen der deutschsprachigen Minderheit gewahrt bleiben, besteht die Möglichkeit, alles wieder unter ein Dach zu bringen.

Es geht also nur um die Interessen der deutschsprachigen Gemeindeglieder?

MEYER: Nein. Für mich sind Nationalitäten oder religiöse Strömungen nicht wichtig. Es geht mir ausschließlich um das Judentum. Auch eine neue Gemeinde wäre ohne russischsprachige Zuwanderer nicht überlebensfähig. Ich bin nicht der Grahlschützer des deutschen Judentums und finde auch die Arroganz gegenüber der vermeintlichen Ostjuden nicht gerechtfertigt.

Aber Sie sagen, dass „Pseudo-Bolschewiken“ die Gemeinde zu einem „russischsprachigen Kulturverein“ machen.

MEYER: Das ist richtig. Gegenwärtig ist es so, dass die deutschsprachige Minderheit an die Wand gedrückt wird. Wir haben es nicht gewollt, aber werden rausgedrängt.

Also doch austreten?

MEYER: Das ist für mich die schwerste Entscheidung meines Lebens. Ich kann meine Gemeindesteuer nicht den Menschen zahlen, die versucht haben, meine wirtschaftliche Existenz zu vernichten. Sollte es bei den stalinistischen Methoden der Gemeindeführung bleiben, trete ich aus, weil es dann auch keine Glaubensgemeinschaft mehr ist.

Mit dem ehemaligen Gemeindevorsitzenden sprach Detlef David Kauschke.



Albert Meyer

Foto: Steinert

Gebote und Gebärden

Rabbiner Fred Friedman feierte mit 30 Gehörlosen aus aller Welt das Pessachfest in Berlin

VON CHRISTINE SCHMITT

Stille. Die wenigen Anwesenden sind verstummt und verfolgen gebannt den lautlosen Dialog in der Synagoge Münsterstraße. „Habe ich das richtig verstanden?“, fragt der Sohn mit den Händen noch einmal den Vater, Fred Friedman. Denn Friedman, Rabbiner aus den USA, ist gehörlos.

Zu Pessach kam er nach Berlin, um eine Sederfeier von Chabad Lubawitsch zu leiten und sie somit auch Gehörlosen aus aller Welt erlebbar zu machen. „Es war eine Herausforderung und ich war doch sehr aufgeregt“, sagt er in Gebärdensprache und schaut seinen Sohn an, der diese Worte dann in die Lautsprache übersetzt. Aber es sei eine wunderschöne Zeremonie mit etwa 30 Gehörlosen aus Italien, Schweiz, Brasilien, Mexiko und anderen Ländern und über 500 Hörenden gewesen, so der Rabbiner. Die Menschen hätten den

Abend sehr genossen, ergänzt Rabbiner Yehuda Teichtal von Chabad Lubawitsch. Die Idee zu dieser besonderen Seder hatte Friedman gemeinsam mit Mark Zurov, selbst gehörlos und Gründer der „Interessengemeinschaft Gehörloser jüdischer Abstammung in Deutschland“.

Fred Friedman wirkt gespannt und interessiert. Seinen Gesprächspartner beobachtet er sehr genau. „Natürlich“, sagt Friedman, wäre sein Leben anders verlaufen, wenn er mit Gehör auf die Welt gekommen wäre. Dennoch, so der 60-Jährige, führe er auch als tauber Mensch ein zufriedenes Leben. Immerhin sei er „sehr glücklich seit 36 Jahren verheiratet“, habe zwei Söhne, drei Töchter und Enkelkinder. Außerdem sei er ebenfalls beruflich sehr ausgefüllt, denn er arbeite noch in einer Bibliothek, erzählt der Rabbiner.

Geboren wurde er in Wien. Sein Vater hatte die Schoa überlebt, und es hielt ihn nicht viel in seinem Heimatland Öster-



Gehörloser Rabbiner: Fred Friedman

Foto: Mike Minehan

reich. Über Umwege kam die Familie schließlich nach Baltimore/USA. Dort besuchte er eine Einrichtung für hörbehinderte Kinder und widmete sich sonntags intensiv dem jüdischen Lernen. Als er zehn Jahre alt war, wurde sein einziger Bruder geboren, der ebenfalls taub ist.

Nach seinem Schulabschluss studierte Friedman Politikwissenschaften – an einer Universität für Gehörlose. 1969 legte er sein Examen ab und begann, in einer Bibliothek zu arbeiten. Zusätzlich lernte er nahezu jeden Abend in einer Jeschiwa, wo er später als Rabbiner ordiniert wurde.

Heute leitet er für gehörlose Menschen Gottesdienste und Feiern und er unterrichtet sie. „Ich möchte auch die Menschen unterstützen, die aufgrund ihrer Behinderung wenig über ihre Religion wissen.“ Denn etliche fühlten sich ausgeschlossen und kämen deshalb nur selten in die Synagogen und zu den jüdischen Gemeinschaften. Die meisten tauben Menschen

fühlen sich isoliert. Auch Friedman kennt dieses Gefühl, denn wenn er keinen Gebärdendolmetscher an seiner Seite hat, sei auch er ausgeschlossen.

Die erste Sprache, die sie gelernt haben, sei die Sprache ihres Vaters gewesen, sagen sein Sohn Ari und Shimon. Erst dann lernten sie Englisch. Aber das sei nichts Besonderes für sie, sagen die Söhne, die ihn auf seiner Reise nach Berlin begleiteten. Auf ihren „starken Vater“ seien sie besonders stolz, meinen sie unisono.

In Deutschland sei es schwerer, als jüdischer Gehörloser zu leben, als in seiner amerikanischen Heimat, so Fred Friedman. „Das Angebot bei uns ist viel größer und es gibt viel mehr Organisationen.“ Etwa 5.000 gehörlose Juden leben in seiner Heimat, in der Bundesrepublik hingegen um die 100. Diese Sederfeier soll nur der Anfang gewesen sein, denn sie wollen in Kontakt bleibe